

erreichbare Statistiken großer internationaler weiblicher Missionsorden, so stößt man oft auf eine unverhältnismäßig große Zahl von in der Heimat beschäftigten Schwestern. Man muß freilich diese Statistiken sorgfältig studieren, um kein ungerechtes Urteil abzugeben. So stellte das Zurückfluten mehrerer Tausend Schwestern aus den Verfolgungsgebieten in China, Korea, Vietnam die weiblichen Missionsorden vor sehr schwierige Aufgaben der Unterbringung. Junge Missionsorden brauchen zudem eine Anlaufzeit, bevor sie stärkere Kontingente in die Missionen senden können. Es dürfte aber Übereinstimmung darüber bestehen, daß es nicht in der Ordnung ist, wenn große, seit langem in allen Kontinenten tätige Schwesterngemeinschaften etwa 50 und mehr Prozent ihrer Profeschwestern in der Heimat haben. Auf das Argument, daß im Verlaufe der Ausbildungszeit manche Schwestern entdecken, daß in ihrem ersten Missionswunsch viel Jugendromantik war und daß sie nun glücklich seien, auch im Heimateinsatz ganz missionarisch und apostolisch tätig zu sein (vgl. „Katechetische Blätter“ a. a. O. S. 460), wäre zu erwidern: Wenn dieser Übelstand so weit verbreitet ist, daß er zur Erklärung einer (zugegebenen) Hypertrophie der heimatlichen Missionsbasis mit herangezogen werden muß, ist dann nicht vielleicht schon im Noviziat einiges versäumt worden?

Weihbischof Fulton J. Sheen beschäftigte sich in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Worldmission“ (Winter 1959/60) eingehend mit unserem Problem aus der Sicht der amerikanischen Verhältnisse: „Auf den Missionsgesellschaften lastet gegenüber ihren jungen Mitgliedern eine Verantwortung von erschütternder Größe. Die jungen Menschen treten in den Orden ein, um unter Heiden die Frohbotschaft zu verkünden. Angenommen, der Leiter einer Medizinischen Fakultät hätte über die Kandidaten die gleiche Autorität wie der Obere einer Missionsgesellschaft sie über Schwestern, Brüder und Priester hat. Angenommen, 50 oder nur 20 oder nur 10 Prozent bekämen niemals die Erlaubnis, in der Medizin praktisch tätig zu sein. Angenommen, sie würden zu Buchhaltern,

Rechnungsführern, Brieföffnern, Kartenzeichnern, Werbechefs, Tagungsreisenden gemacht. Müssen sie nicht zu Frustrierten, zu Neurotikern und Psychopathen werden? . . . Wenn nun ein junger Mensch einer Missionsgesellschaft beitrifft mit dem ausdrücklichen Wunsch, Missionar zu werden, hat er nicht das gleiche Recht dazu, wie ein Student das Recht hat, Zahnarzt zu werden, nachdem er die entsprechende Ausbildung genossen hat? Ist es nicht ein Vertrauensbruch, ein Mangel an Gerechtigkeit und eine Pflichtversäumnis, ihn in Jerusalem festzuhalten, wenn er berufen ist, nach ‚Samaria und bis an die Grenzen der Erde‘ zu gehen? Das soll nicht heißen, daß er nie zu anderen Aufgaben verwendet werden soll . . ., aber dies sollte erst dann der Fall sein, nachdem er mindestens für eine gewisse Zeit seine Berufsaufgabe erfüllt hat. Anders liegen die Dinge bei Gesellschaften, deren Zweck nicht ausschließlich die Mission ist und in denen es keine Freiwilligen für die Missionen gibt . . .“

Msgr. Sheen wendet sich dann noch gegen gewisse Methoden der Werbung für Missionsberufe, die sich weltlicher Lockmittel bedienen. Der Ruf an die Jugend, Christus dem König zu folgen, sei untrennbar mit dem Kreuz Christi verbunden. Missionsarbeit fange auch nicht in Korea, Indien oder Neuguinea an, sondern bei der Geburt einer Berufung, beim Nazareth des Noviziats. Man dürfe den Kandidaten nicht sagen, sie müßten sich für jenen Augenblick auf das Opfer ihrer selbst vorbereiten, in dem sie die Bestimmung für die Mission erhielten. Auf dem Missionsfeld hätten sie nur eine Form der Hingabe mit einer anderen zu vertauschen. Sheen verlangt, daß man die Aufgeschlossenheit für das Opfer, die die Jugend kennzeichnet, schon im Noviziat zur Erfüllung bringe.

Tut man dies, so wird man echte Berufung zur vollen Entfaltung, unechte zum Rücktritt bringen, und in dem Maße, wie weibliche Missionsgesellschaften nach außen ihre innere ausschließliche Hingabe an die Missionen profilieren, werden sie auch berufenen jungen Menschen das Gefühl der Sicherheit geben, hier zur Erfüllung ihrer von Gott ausgehenden besonderen Berufung zu gelangen.

## Die Münchener Volksmission 1960

### Vorbereitung, Durchführung und Bilanz einer Großraummission in einer modernen Millionenstadt

Zur Vorbereitung des Eucharistischen Weltkongresses, noch mehr zur Einleitung einer zeitgemäßen Seelsorge, wurde in München während der Fasten- und Osterzeit 1960 eine Großraummission durchgeführt. Die letzte Volksmission, welche die gesamte Metropole erfaßte, war 1928 abgehalten worden. Diesmal freilich wurde das Unternehmen intensiver und (räumlich wie zeitlich) ausgedehnter angelegt.

#### Vorbereitungen

An Silvester 1956 hatte Kardinal Joseph Wendel die Volksmission in einer vielbeachteten Predigt angekündigt. Der Oberhirte, der einst in Speyer selbst Missionen gepredigt hatte, schaltete sich rege in die Vorbereitungen ein, nahm an den Priesterkonferenzen und Laienzusammenkünften teil, suchte die Arbeiter in den Betrieben auf und drang auf eine Neuausrichtung der Volksmission.

Bereits im Jahre 1956 hatte das Jugendseelsorgeamt einen Vierjahresplan „Für ein neues München“ entworfen; im Zentral-Kolpinghaus kamen fast jeden Monat Hunderte von Frauen und Männern zusammen, um mit ihrem Erzbischof die Lage Münchens zu beraten. Fünf Arbeiter-Missionare unter Führung von P. Prinz SJ mühten sich um die Gründung christlicher Zellen in den Betrieben. Zum Auftakt der unmittelbaren Missionsvorbereitung wurde im Erzbischöflichen Seelsorgeamt (Leiter: Domvikar Hubert Klees) eine Missionszentrale errichtet, die Rektor Josef Spielbauer CSSR übergeben wurde, dem derzeitigen Generalvorsitzenden der Vereinigung deutschsprechender Volksmissionare (= Missionskonferenz). Mit Anfang 1957 versuchten sieben Missionare in den sieben Stadtdekanaten das Wohnviertel-Apostolat der Laien aufzubauen; an die 10 000 für die Wohnviertel Verantwortlichen wurden in den drei Jahren gewonnen.

Der Stadtklerus versammelte sich in kleinen Gruppen (was sich sehr bewährte) zu regelmäßigen Pastorkonferenzen mit Aussprachen; zu seiner persönlichen und patoralen Erneuerung wurden ihm 1959 von bekannten Geistesmännern (darunter P. Lombardi) Exerzitien in sieben Kursen erteilt. Die offiziellen Pastoralthemen betrafen missionarische Fragen.

Die Provinziale der missionierenden Orden im deutschsprachigen Raum wurden von Kardinal Wendel angegangen (8. 6. 1957), ihre besten Kräfte für die Münchener Mission bereitzustellen. Diese wurden innerhalb der Orden und in gemeinsamen Tagungen (München 1957, Würzburg 1958 und 1959, Essen 1959, München 1959 und 1960) homiletisch, moral- und pastoraltheologisch (insbesondere hinsichtlich der Ehefragen) sowie liturgisch (Gestaltung der Meß- und Missionsfeiern) für die kommende Großmission zugerüstet.

Im September 1959 kam Johannes Leppich SJ und fand mit seinen Predigt-Triduen in drei Stadtteilen vor allem bei der jüngeren Generation großen Anklang; bei der Schlußkundgebung auf dem Königsplatz waren über 70 000 Zuhörer; er gestand, die Münchener Aktion sei sein bisher größter Erfolg gewesen.

Das Katholische Institut für Sozialforschung in Königstein (W. Menges) führte am 10. 11. 1957 und am 9. 3. 1958 Zählungen der Gottesdienstbesucher durch, die zweite mittels Karten. Es beansprucht Jahre, bis sie ausgewertet sind.

Ein achtseitiges Missionsblättchen „Offene Tore“ wurde seit 1958 zweimonatlich durch die Helfer in den Wohnvierteln an alle Katholiken verteilt; es erreichte eine Auflage von je 370 000 Exemplaren.

Die letzten zwei Monate vor Beginn sollten die Mission nachdrücklich ins Bewußtsein der Bevölkerung bringen. Am Jahresende 1959 rief der Erzbischof von der Domkanzel aus zur eifrigen Beteiligung an der Mission auf. Seit Lichtmeß 1960 setzten in den Familien „die Gebetsabende“ ein: Abend für Abend wanderten Muttergottesbilder von Haus zu Haus, vor denen Maria, die Christusbringerin, um die Bekehrung Münchens angefleht wurde; insgesamt wurden 17 000 Kopien ausgegeben. Diese „Gebetsaktion“, die als die „beste Idee“ in der ganzen Vorbereitung bezeichnet wurde, machten überraschend viele Familien mit, mehr, als zur Mission kamen. Am 2. März 1960 wurden durch einen persönlichen Brief des Kardinals sämtliche Katholiken Münchens zur Mission eingeladen. Die beiden Münchener Tageszeitungen wiesen in großer Aufmachung auf die Volksmission hin und brachten auch späterhin, soweit es sich um Sensationen handelte, kurze Berichte. Der Rundfunk war für eine Sendung über die Volksmission nicht zu gewinnen. Außer den „Offenen Toren“ wurde eine eigene Missionszeitung in 300 000 Exemplaren ausgegeben; ihr folgte eine Zeitung für Arbeitnehmer. Den Kinos wurden zur Werbung Dias übergeben. Eine Plakatserie (Kreuz mit Ähre, aus der Christus hervortritt) wurde in vier Folgen, bei einem Wechsel von drei Wochen, über die Stadt verbreitet: „Der Herr kommt“ — „An Christus kommt keiner vorbei“ — „Sein Gewissen kann keiner totschlagen“ — „Der Herr kommt. Volksmission 1960“.

Den Pfarrmissionen wurden dreitägige Kindermissionen vorausgeschickt für die 45 000 Knaben und Mädchen. Von Advent an waren die Kinder im Religionsunterricht für die Mission erwärmt worden; namhafte Katecheten hatten dafür Grundgedanken und Skizzen bereitgestellt.

Die Kinder selbst erhielten zur rechten Mitarbeit ein mit Bildern, Fragen und Hinweisen ausgestattetes Werkheft. Es dürfte in der Stadt wohl keinen Bürger gegeben haben, der von der Münchener Mission nicht gehört hätte. Der ganze Aufwand in der jahrelangen Vorbereitung des missionarischen Unternehmens war nur möglich gewesen, weil es vom Bischof in jeder Weise gefördert und unterstützt wurde.

Der Bischof drang auf eine einheitliche Ausrichtung der Mission: von der Altargemeinschaft über die Lebensgemeinschaft (familia Dei) zum ausstrahlenden Apostolat. Als Devise wurde der Volksmission das Wort gegeben: „Der Herr kommt.“ Durch sie sollte gemäß der heutigen Theologie die christozentrische, eschatologische, persönliche und ereignishafte Note wie auch der missionarische Charakter des Ganzen hervortreten, der frohe und ernste Akzent, wie er im biblischen Bekehrungsbegriff von der „nahenden Herrschaft Gottes“ (Mark. 1, 15) enthalten ist. Bei der Eröffnungsfeier der Volksmission im Dom am Freitag vor dem ersten Fastensonntag legte der Oberhirte den Inhalt dieser Devise dar: Der Herr kommt in seinen Missionaren, in seinem Wort, in seiner Gnade. Anschließend wurde den 180 Missionaren, nach 19 Orden gruppiert, Kreuz und Vollmacht zu der vierzehntägigen Mission in den 112 Pfarrkirchen übergeben. Sie lief in drei terminverschiedenen Wellen ab (1.—3. Fastensonntag; 4. Fastensonntag bis Palmsonntag; 2.—4. Sonntag nach Ostern). Die ersten zwei Phasen betrafen die Innenstadt, die schachbrettartig aufgeteilt war, so daß, wer am ersten Abschnitt der Mission nicht mitmachen konnte, anschließend in der Nachbarpfarre Gelegenheit hatte.

Parallel liefen zwölf Missionswochen an den höheren Schulen und vier- bis vierzehntägige Missionen in den 16 Krankenhäusern und Kliniken der Stadt. Überpfarrlich erging an die führenden Schichten (Juristen, Ärzte, höhere Beamte, Künstler, Lehrer), die alle namentlich eingeladen wurden, in je einem Predigttridium ein missionarischer Anruf, im Privatleben wie in der amtlichen Stellung Zeugnis als Christen vor der Stadt und dem ganzen Land abzulegen. Eigene Vorträge erhielten auch die Hotelangestellten. In verschiedenen Sälen der Stadt sprachen Ärzte über moderne Ehefragen. Den vielen Tausenden, die in der City beschäftigt sind und nicht rechtzeitig die Missionspredigt in ihren Pfarreien erreichen konnten, wurde im Dom bzw. (bei der zweiten Welle) in der Kirche Heilig-Geist eine Zentralmission unmittelbar nach Geschäftsschluß angeboten.

Nach Semesterbeginn, vom 22.—27. Mai, fand eine Studentenmission mit Frühansprachen und Abendpredigten (in St. Ludwig) statt.

Hausbesuche durch die Missionare wurden nur vereinzelt gemacht; den der Kirche Entfremdeten, einer ungeheuren Zahl, nachzugehen, war weder vor (wegen der Faschingszeit) noch während der Mission möglich; mit einem flüchtigen Vorsprechen des Missionars wäre ohnehin wenig gedient gewesen. Zwischen den beiden ersten Missionswellen wurde am 25. März eine Wallfahrt der Stadt zur Mariensäule durchgeführt, an der etwa 25 000 Personen teilnahmen; der Kardinal erklärte und betete mit den Anwesenden den Rosenkranz. Nach jeder Missionswelle sprachen die Missionare in profanen Räumen zu Arbeitern, wobei es zu lebhaften Diskussionen kam; es ging dabei um den Ausbau der Werkgemeinschaften.

Über den äußeren Ablauf der Kirchenmission ist zu vermerken: Da ein Großteil der Gläubigen keine zwei Mis-

sionspredigten am Tage besuchen kann und wird, entschlossen sich die meisten Missionsorden, vor- und nachmittags nur ein und dasselbe Thema mehrmals zu behandeln, das dann abwechselnd von jedem Gläubigen gehört werden konnte. In der zweiten Missionswoche wurden auf oberhirtliche Vorschrift die Abendpredigten mit einer Messe verbunden, um die Mitfeier der Eucharistie und den Empfang der Kommunion allen zu ermöglichen. Viele Missionare bauten die Predigt in die Messe ein.

Um die Teilnahme an den Predigten feststellen zu können, wurden an den drei Missionssonntagen, bei den Standespredigten sowie an vier Wochentagen Zählungen vorgenommen. Für die Beteiligung an der *Mission* ist der *Predigtbesuch* wichtig; die Anwesenheit bei der Meßfeier und der Sakramentenempfang sind vielleicht nur Ausdruck der Erfüllung des Sonntags- bzw. Ostergebotes. Die Münchener Zahlen betreffen also den Predigtbesuch, was ein nüchterneres Bild ergibt.

### Ergebnisse

Um den Ergebnissen der Münchener Mission gerecht zu werden, muß die religiös-sittliche Lage der Hauptstadt berücksichtigt werden. Die Entwicklung der Stadt ist seit langem der Seelsorge davongelaufen. Im 19. Jahrhundert wuchs München um 460 000 Einwohner; die seelsorgliche Antwort darauf waren acht neue Pfarreien. Von 1900 bis 1918 wurden neun, 1921—1935 wurden 24 Pfarrkirchen gebaut; zum Unglück wurde im zweiten Weltkrieg die Hälfte aller Gotteshäuser zerstört. Trotz aller Anstrengungen in der Nachkriegszeit zählen immer noch mehrere Pfarreien über 20 000 Seelen. Im Herbst 1957 wurde München Millionenstadt; 75 % der Einwohner sind katholisch; von ihnen nahmen (1958) 29,2% (35% Frauen; 22,4% Männer) an den Gottesdiensten teil. Das ist der Durchschnitt; die Spannweite liegt zwischen 11,6% und 44,3%. Die mittlere Linie wird von ausgesprochenen Arbeiterpfarreien weit unterschritten; Facharbeiter kommen relativ viel stärker zum Gottesdienst als ungelernete und angelernte Arbeiter.

Die Ostersakramente empfangen etwa 33%. Obgleich München zu 75% „katholisch“ ist, sind von den geschlossenen Ehen ein Drittel Mischehen; von ihnen werden nur 37,74% katholisch getraut; 30 bis 40% aller Ehen von Katholiken werden ungültig geschlossen. Auf 1000 Einwohner treffen (1959) etwa 12,4 Kinder (Bundesdurchschnitt 18,0). Selbst die rein katholische Familie bringt es im Durchschnitt nicht zu einem Kind, sondern nur zu 0,84 Geburten; die religiös-sittlich gesunde Familie ist eine Ausnahme.

Die emporschnellende Bevölkerungszunahme, die unangepasste Seelsorge, der ein Jahrhundert währende liberale Einfluß der Universität, die wenig bewegliche Stammesart des katholischen Altbayern, die Vitalität der zahlreichen zugezogenen Intellektuellen und Revolutionäre, die die Metropole überflutenden Wogen des Lebensgenusses (Oktoberfest usw.), die wochenendlichen Massenausflüge in die Freizügigkeit an den Seen und in den Bergen, die libidinösen Massenmedien, das gute Wohlstandsniveau (das Gott dem Menschen gern gönnt, das ihn aber nicht zur Anbetung bewegt) haben eine Entchristlichung verursacht, welche das große Leben Münchens bestimmt. Von diesem großen Leben aber gilt, was die Soziologen sagen: „die soziale Realität vertritt die objektive Realität“, das

heißt, in gleichem Maße, wie die Religion aus der Öffentlichkeit ausgegliedert wird, verliert sie für den Menschen nicht nur an Funktion, sondern an Wirklichkeit. Von daher kommt es, daß selbst gute Katholiken, weil der Mensch keine Monade ist, „geteilt“ sind: die Frontlinie zwischen Christlichem und Heidnischem geht mitten durchs Herz.

Anzunehmen, daß angesichts einer solchen verfilzten Verflechtung entschiedener Diesseitigkeit und bei einem solchen täglich um die Menschen werbenden und auf sie einhämmernden Potential der Aufwand einer Volksmission den verbliebenen Rest blitzartig aus den Gefangenen der „Mächte und Gewalten“ (Kol. 2, 15) um 40 und 50% vermehren könnte, wäre weltfremd und — gottfremd; denn Gott pflegt selbst seine außerordentlichen Gnadenmittel nicht auf ein Wundertempo anzulegen. Man darf sich bei der Benennung der Möglichkeiten der Volksmission nicht insgeheim von der Meinung bestimmen lassen, die Millionenstadt München sei ein tausendfach vergrößertes Dorf Oberbayerns.

Wie viele haben an der Volksmission in München teilgenommen? Zahlen besagen für Heilerfolge bekanntlich zuviel und zuwenig. Es können hier nur die Ziffern der ersten und zweiten Welle angegeben werden; jene der dritten Welle (sie betreffen die Peripherie Münchens bis hinaus aufs Land) sind noch nicht ausgewertet.

1) Es haben, die Kinder miteingerechnet, ca. 23% *gebeichtet*. Nicht mitgezählt sind die Beichtenden in Nebenkirchen, bei eigenen Beichtvätern wie auch nicht die vielen Osterbeichten, die *nach* der Mission erfolgten; bei den sehr großen Pfarreien konnten nicht alle während der Mission ankommen. Die Beichtziffer ist also keine vollwertige Aussage. Vielleicht müßte sie auf 25% erhöht werden.

2) Von den *Missionspredigten* wurden im Durchschnitt angesprochen: am 1. und 2. Missionssonntag ca. 32%, an den Werktagen 15%, bei den Standespredigten 17%, bei den Schlußpredigten am 3. Missionssonntag 18%. Hierbei sind die Kinder bis 14 Jahren nicht miteinbezogen. Die Zahlen sind nicht gefühlsmäßig geschätzt, sondern eher zu nüchtern errechnet.

In Anschlag ist zu bringen, daß offenbar nicht wenige sonst eifrige Katholiken und Teile der organisierten Jugend abseits standen, weil sie sich an ihre Spezialseelsorge(r) hielten oder andere Gründe hatten. Die Sondertriduen für führende Kreise wiesen ungefähr den gleichen Prozentsatz der Beteiligung auf wie der Münchener Gesamtdurchschnitt, obgleich sie von namhaften Rednern betreut wurden.

Zum Ganzen muß beachtet werden, daß der heutige Arbeitsprozeß die Menschen weit mehr einfordert als früher; die vielen werktätigen Frauen kommen abends heim und müssen dann den Haushalt versehen; auch bei gutem Willen bleibt ihnen werktags kaum Zeit zu einer Missionspredigt.

Auch die Münchener Volksmission 1960 hatte Einzelbekehrungen und „Heimkehrer“ in beachtlicher Anzahl zu verzeichnen, wie dies immer noch jeder Mission als Gnade in einem Ausmaß zufällt, daß damit keine andere kirchliche Veranstaltung konkurrieren kann. Aber bei einer Volksmission in Großstädten wie München ist kein Massenandrang mehr zu erwarten — eine schmerzliche Tatsache für die Missionare, die anderes gewöhnt sind —, und es gelingt kein entscheidender Einbruch in die Reihen der kirchlich Abständigen.

1) „München“ bedeutet eine Zäsur in der Geschichte der Volksmissionen. Es wurde ihr der wahre Stellenwert gegeben: sie kann nur innerhalb einer größeren Daueraktion, hier der schon 1956 einsetzenden „Mission München“ (vgl. Mission de Paris), als ein allerdings wichtiges Behelfsmittel angesehen werden. Wo die Ursachen der Entchristlichung kollektiv sind, vermag die Volksmission im engeren Sinn kein erfolgreiches selbständiges Unternehmen zu sein, was übrigens von den Missions-theoretikern seit Jahren verkündet wird. Aus dieser Erkenntnis heraus hat das Ergebnis der Münchener Volksmission bei der bischöflichen Behörde keine Krisis und Enttäuschung hervorgerufen, sondern den Mut gestärkt, ernüchert im Wissen um die wahre Lage, ihre missionarische Aktion fortzusetzen.

Damit ist „München“ das erste Exempel im deutschen Raum, wo der Situation eines „Missionslandes im Innern“ gezielt entsprochen wird, d. h. wo unter Führung des Bischofs eine klerikale und laikale Gemeinschaftsarbeit unter Abzweckung auf personale Verantwortung und Umweltseelsorge systematisch in Angriff genommen, wo die Volksmission als eine Phase gewertet wird. Deshalb wurde in der „Schweizerischen Kirchenzeitung“ (1960, S. 162) mit Recht geschrieben: „Die Tatsache, daß der Erzbischof von München dieses große Wagnis auf sich genommen hat, sichert ihm einen Namen unter den großen Seelsorgern des deutschen Sprachgebietes unserer Zeit.“

Es kommt eine echte Konzeption in Mißkredit, wenn in Deutschland Gebietsmissionen am laufenden Band unter dem Namen „Neue Mission“ gehalten werden, die nichts anderes sind und sein können als Simultanmissionen mit dem Akzent auf die Vorbereitung einer Volksmission als des eigentlichen Zieles, bei deren Beendigung dann so ziemlich alles — zu Ende ist.

2) Es ist höher anzuschlagen, wenn 10 000 Laienhelfer gewonnen werden, als wenn 70% eine traditionelle Mission mitmachen, bei der nachher die Christen auf ihr altes Niveau zurücksinken, weil sich in ihrem Milieu nichts geändert hat.

„München“ hat gezeigt, daß willige Laien aus allen Schichten zu haben sind. Gewiß sind nicht alle brauchbar, gewiß waren sie weithin erst Helfer und noch keine Mitarbeiter; und sie begingen Ungeschicklichkeiten. Warum soll das Kind, die laikale Seelsorge, nicht immer wieder hinfallen, wenn es das Gehen lernt? Es passieren ja selbst Seelsorgern, Studienräten und Laien-Intellektuellen Fehler! Das Wohnviertel-Apostolat (WVA), in München wie anderswo ein noch unvollkommenes Gebilde, wird nun in eingehender Schulung geformt werden. Im letzten hat es Zeugnis der Liebe vor der Welt zu sein; der Welt steht nach der Apostelgeschichte nicht der Vereinzelte, sondern die christliche Gemeinschaft gegenüber.

3) Als wertvolle Kerntruppe vor allem für das WVA hat sich in München die Legion Mariens erwiesen. Der missionarische Aufbruch wurde für sie die Zeit ihrer größten Ausbreitung über die Metropole hin.

4) In Münchens Betrieben sind 450 000 Arbeiter beschäftigt. Das herrschende Klima in ihnen ist marxistisch und antichristlich. Obleich seit langem katholische Arbeiterorganisationen vorhanden sind, geschah wenig für die unmittelbare Verchristlichung der Betriebe, etwa durch Gründung von Zellen (was übrigens weithin für

Deutschland gilt). Es ist das Verdienst der „Mission München“, daß man sich nicht mehr begnügt, die Arbeiter sozialpolitisch zu schulen und sich auf die Pfarrerebene zu beschränken, sondern daß man sich auf die Betriebsebene begeben hat und eine religiös-missionarische Bewegung mittels kleiner Laiengruppen inszeniert. Auch hier ist der Anfang bescheiden. Aber das Team der Münchener Betriebsmissionare hat sich doch wohl am besten bewährt. Wohnviertel- und Betriebsapostolat werden die Schwerpunkte der Weiterarbeit sein.

5) Die Quelle aller Erneuerung ist der Altar und die Gemeinschaft um ihn. Sosehr die Verkündigung den Primat hat — schon weil jede Sünde den Glauben angreift, eine Form des Unglaubens ist (1 Joh. 3, 9) —, so gehört im Neuen Testament doch zum Wort das Sakrament, nicht bloß als Vollzug und Ziel der Einzelbekehrung (Bußsakrament und Eucharistie), sondern auch als das „sichtbare Wort“ und als Ereignis der Heilssolidarität und darum der wahren Bekehrung („Mein Heil, das sind die andern!“). Es kennzeichnet die neue Volksmission, daß ihre wichtigste „Missionsfeier“ die Meßfeier wird und statt der barocken Aufmachung eine liturgienaher Gestaltung versucht wird. In München, wo die bischöflichen „Richtlinien für die Feier der heiligen Messe“ (1956) in den Pfarreien die *participatio actuosa* vorgebracht haben, wurde von Volksmissionaren mehr als sonst die würdige Gestaltung des Gottesdienstes angestrebt und da und dort, vor allem beim organischen Einbau der Predigt ins Meßopfer, auch eindrucksvoll erreicht.

6) Von keiner Institution in Deutschland wird seit einem Jahrzehnt so viele Mühe für fällige Predigtreform (heils-geschichtliche, ekklesiologische, eschatologische, existentielle und missionarisch-apostolische Verkündigung) aufgewandt als von seiten der „Missionskonferenz“. Ihre Zeitschrift „Paulus“, zahlreiche Predigt-kurse und homiletisch führende Werke sind dafür Beweise. Angesichts dieser Anstrengung hat die Münchener Volksmission gezeigt, wie schwierig es ist, daß sich eine kerygmatische Erneuerung in der Praxis durchsetzt. Außer dem fast pausenlosen Einsatz der Missionare liegt der Grund darin, daß die homiletische Krisis im tiefsten eine theologische Krisis ist; die heutigen Missionare, wie übrigens auch die Pfarrer, haben in ihrer wissenschaftlichen Ausbildung die neue Sicht nicht mitbekommen. Andererseits verstanden manche Jungmissionare, das Gotteswort als Zeitwort aufscheinen zu lassen.

Sicherlich ist — auch das bekundete „München“ — bei den Missionaren ein Wandel eingetreten, die Predigt zur Froh- statt zur Drohbotschaft zu machen. Was freilich der Mission eigen bleiben muß, das Charisma der erschütternden und prophetischen Predigt, ist heute schwer zu verwirklichen. Es kann nicht darin liegen: „Noch 40 Tage, und Europa geht zugrunde!“ Die Welt von heute weiß, daß der „Zauber“ in kurzem vorüber sein kann, und dennoch und gerade deshalb ist ihr Götze der Konsum (vgl. Is. 22, 13).

7) Nicht selten wurden in München Missionare im Sprechzimmer beansprucht. Hier meldet sich etwas an, was für die missionarische Seelsorge mehr berücksichtigt werden muß. Gerade in Hinsicht auf die Münchener Mission wurde in der „Lebendigen Seelsorge“ (Heft 9, 1958, S. 294) nach den Möglichkeiten gefragt, wie kirchlich Entfremdete in neutralem Raum sich mit einem Seelsorger aussprechen könnten. Der Anonymität, an sich

eine unchristliche Kategorie, aber ein Merkmal des Abseitsstehenden, muß für den Anfang entsprochen werden. Es ist ihm schwer, sich gleich coram publico in den Beichtstuhl zu begeben. „Wir dürfen ihn — wenigstens für die erste Begegnung — nicht aus seiner Anonymität lösen, sondern müssen ihn in seiner Anonymität aufsuchen, also an neutralen Orten: Sälen, Kinos und dergleichen“ (K. Delahaye). Hier bietet sich vor allem die „Offene Türe“ an, an einem zentralen Verkehrsplatz, unmittelbar an der Straße, ohne Stufe.

Alles in allem: „München“ hat gelehrt, das alte Denken über die Volksmission und ihre Erfolge endgültig aufzugeben und ihr eine bescheidenere, aber bedeutungsvolle Funktion zuzuweisen. Diese liegt darin, die verbliebene Kernpfarre zu erneuern und als Liebeszeichen Christi in der Welt sowie als Stellvertretung „für die vielen“ zu aktivieren, durch die seelische Spannung einen Elan hervorzurufen, durch ihre reichen Aktionsmöglichkeiten mannigfache Kräfte mobil zu machen, den Himmel um Gnade zu bestürmen, ein freundliches Klima für die Spezialmissionare und ihre Laienarbeiter, die beide zur ersten Bedeutung aufrücken, zu schaffen und eine gemeinschaftliche Bemühung um christliche Strukturen in den Lebensräumen zu eröffnen.

Wir sind nicht verantwortlich für Erfolge — der Heilerfolg ist ein Mysterium —, wir haben nur Verantwortung für den Kairos, der immer gegeben ist, selbst wenn in einer Stadt „Gott tot“, d. h., wenn in der sozialen Wirklichkeit der Gottesglaube erstorben wäre, weil die

Götzen mächtig geworden sind. Unter ihrer Hülle drängt und pocht es zur neuen Gottesgeburt.

Wie in der „Entwicklungshilfe“ braucht es auch in der Seelsorge auswärtige Spezialkräfte, die anstelle nur individueller Hilfe (Sorge um den einzelnen) auch an der strukturellen Hilfe in der Umwelt mitarbeiten. Es kann sich aber bei den Missionaren nur um vorübergehende Hilfestellung handeln. Auf die Dauer kann ein Volk nur aus seinen eigenen Menschen gesunden (hier: aus den Pfarrseelsorgern und den Laienmitarbeitern). Auch bei einer modernen Mission kann passieren, was bei der Entwicklungshilfe z. B. in Iran geschah: in dem Augenblick, da die amerikanischen Fachleute von den diversen Projekten zurückgezogen wurden, löste sich alles wieder auf. Ein Aufforstungsgelände verunkrautete. Eine Siedlung für iranische Offiziere blieb, wie dort üblich, ohne Kanalisation; die Straßen starrten von Schmutz, in dem die Kinder spielten (vgl. „Rheinischer Merkur“ 20. 5. 60). Auf die Dauer kann ein Volk nur aus seinen eigenen Leuten gesunden. „München“ gibt Hoffnung, daß die „strukturelle Hilfe“ der Mission fortgeführt wird, weil die bischöfliche Führung gewillt ist, der Vox temporis als Vox Dei, d. h. dem Kairos zu folgen, ferner weil nicht wenige Stadtpfarrer sich zum pastoralen Stichwort von heute bekennen und endlich weil viele Laien vom „Axiom der Rettung“ durchdrungen sind: „Eine Gruppe gläubiger Menschen muß sich durch Zucht und Anstrengung zu etwas machen, was sie zuvor nicht waren, um die Zukunft Christi in Gegenwart zu verwandeln.“

## Der Katholizismus in Europa

### Einige statistische und soziologische Betrachtungen im Zusammenhang mit der europäischen Integration

Dieser Bericht stellt den ersten Teil einer soziologischen Studie über den Katholizismus in Europa dar. Die Untersuchung umfaßt ferner sechs Monographien über aktuelle Fragen in Europa, die insbesondere die katholische Bevölkerung der europäischen Länder betreffen und deren Lösung für die künftige Gestalt des europäischen Katholizismus von entscheidender Bedeutung sein wird. Sie behandeln bedeutsame soziale Prozesse, welche die Struktur des gesamten europäischen Zusammenlebens in der nächsten Zukunft mitbestimmen werden. (Wir werden über die sechs Monographien in den nächsten Heften ausführlich berichten — über ihre Thematik vgl. nächste Seite.) Die Studie, die im Auftrag des Zentralkomitees der deutschen Katholiken unternommen wurde, ist ein Ergebnis der verschiedenen Arbeiten der Internationalen Föderation katholischer Sozialforschungsinstitute (FERES).

Die genannten sozialen Prozesse werden zu einem bedeutenden Teil von dem zunehmend internationalen Charakter der Fragen, die sich in den einzelnen Ländern stellen, bestimmt. In Europa vollzieht sich in steigendem Maße eine Integration über die Grenzen der Staaten hinaus. Sie hat unter dem Einfluß der Bedrohungen von außen auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiet begonnen und zur Bildung der NATO, der BENELUX, der Montan-Union der sechs Länder des mit einem abwertenden Beiklang sogenannten Klein-Europa, der EWG und des EURATOM, der EFTA und der OEEC und mehrerer politischer Körperschaften (wie z. B. des Europarats) Anlaß

gegeben. Gerade in den letzten Monaten ist jedoch festzustellen, daß sowohl die NATO als auch die OEEC und der Europarat sich in einer sehr ernsten Krise befinden. Der Souveränitätsgedanke ist zäher, als man es für möglich gehalten hat, und spielt bei der Kompetenzverteilung noch immer eine sehr wichtige Rolle. In der OEEC und im Europarat droht eine regelrechte, wenn auch vorläufig nach außen noch unsichtbare Spaltung, weil die sechs Länder Klein-Europas sich offensichtlich immer deutlicher zu einem separaten Block entwickeln. Häufig hat es bis jetzt geheißt, der Zusammenschluß der Sechs sei eine rein wirtschaftliche Angelegenheit und bereite die politische Integration auf höherer Ebene vor, nämlich im Rahmen des Europarates. Es wird jetzt aber allmählich deutlich, daß es letzten Endes politische Motive waren, die zur Gründung des Gemeinsamen Marktes und von EURATOM geführt haben, und daß es ebenfalls politische Motive waren, die die sieben Länder des Stockholmer Vertrages dazu veranlaßten, den an und für sich für sie vorteilhaften wirtschaftlichen Anschluß an den Gemeinsamen Markt abzuweisen.

Trotz aller Schwierigkeiten sind infolge der fortschreitenden militärischen und wirtschaftlichen Integration immerhin einige andere Prozesse in Gang gekommen, namentlich die zunehmende Freizügigkeit der Arbeiter und die daraus sich ergebenden Integrationsbemühungen auf dem Gebiete der Sozialgesetzgebung. Andere Entwicklungen werden sich daraus ergeben, und es ist wich-